Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 23

Artikel: Hero und Leander
Autor: Bittrich, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575567

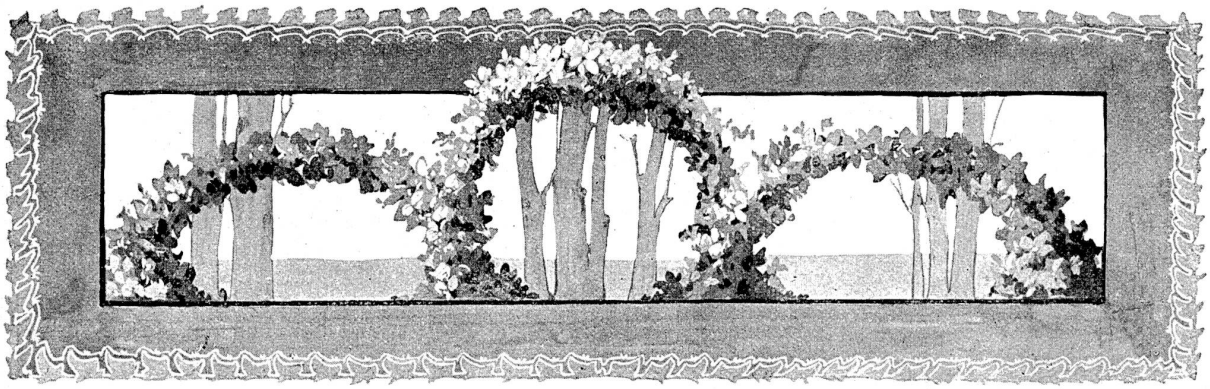
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Hero und Leander.

Eine Geſchichte aus dem Spreewald.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Max Bittrich**, Freiburg i. B.

Der alte Pank wußte genau, weshalb er das fette Hauslaub auf das Dach ſeiner Blockhütte gepflanzt hatte: Kein Feuer ſollte der Stätte ſchaden.

Das Haus ſtand wirklich noch ſo feſt und klobig wie am Tage der Weihe; doch das Feuer der Liebe war von dem Wunderkräutlein nicht ferngehalten worden.

Die Tochter des Hauſes, Dorothea, preſchte den ganzen Tag in Küche, Stube und Stall umher; man würde ihr Unrecht thun, wollte man ſagen, ſie habe nur geſchaltet und gewaltet. Nein: ſie preſchte.

Sie war rot und friſch, heiter und begehrenswert wie die geſunde Natur, und ſie war auch immer thätig wie die Natur.

Wie ſollte gegen ſolches Feuer das Laub des Daches wirken?

Des Mädchens Vorfahren waren mit einem Trupp jener Böhmen, Oeſterreicher und Ungarn erſchienen, die unter dem alten Fritz im Spreewalde angeſiedelt wurden. Mehr als ein Tropfen ungariſchen Blutes floß in ihren Adern.

Lange Zeit hatten die in ihr lebenden verhaltenen Gluten nicht das Burſchenherz gefunden, das ſie zum offenen Feuer entfacht hätte.

Kein Wunder auch! Das Haus liegt einſam in dem Spreewaldthal, „wo nicht Berge ſind und die Waldwaſſer nicht mehr rauſchend ſchäumen“. Ein Flußlabyrinth zieht ſich um das Gehöft, ſo daß die Landſtraße mehrfach durch Waſſer und Aecker von ihr getrennt wird.

Allemal, wenn Dorothea im Kahn zur Kirche fuhr, guckten ſich die Burſchen die Augen nach ihr aus, und beim Erntetanz riſſen ſich die Liebedürſtenden nach dem Mädchen. Sie war angriffiſch, wie die Schoten an der Straße — wie das ſlaviſche Sprichwort ſagt.

Auch ſie wußte, wozu ſie Augen beſaß. Hatte ſich in der Einſamkeit ein Zug des Melancholiſchen in das Geſicht der Umworbenen geſtohlen, ſo verſchwand er, nachdem das erſte Tanz-„Geſetzchen“ erklungen war. Die Augen funkelten und der ganze Körper war Leben, verlangendes und hingebendes Leben.

Begab ſie ſich zum Jahrmarkte, ſo ſchritt der Vater neben ihr. Die Burſchen ſchloſſen ſich dem Zuge an, ſuchten ſich den Rang abzulaufen und nahten ſich ihr doch nicht ganz, ſondern wurden in ihrer Nähe befangen und blieben hübſch fromm, wie der Kater beim Quarge.

Einen hatte ſie beim letzten Oſterſingen in ihr Herz geſchloſſen und der hatte gewagt, ihr tief in die Augen zu blicken. Das war der arme Juro, einer der Unglücksmenſchen, die bei jedem Wolkenbruch unter freiem Himmel ſind, und im Trocknen ſitzen, wenn es Glück regnet.

Der arme Teufel hatte vor dem Mädchen Gnade gefunden. Als er ſein Glück begriff, kaufte er ihr aus einer Jahrmarktbude ein Herz mit der Pfefferkucheninſchrift:

Dieſes Herze hier,
Das ſchenk ich dir, —

denn mehr konnte er nicht erwerben, der arme Sohn des ärmſten Bauern. Dorothea ſtellte das Herz hinter die Scheibe des Glasſchranks zwiſchen zwei goldgeränderte, „aus Liebe“ und „zum ſtetigen Angedenken“ gewidmete Taſſen. Da prangte der Kuchen zwiſchen der prunkvollſten Habe, wie der Liebſte in ihrem eigenen Herzen.

An den Sommerabenden kam Juro öfters zu ſeinem „Dortchen“, trotz des Polterns ihres Vaters. Beim Bienenſtock hinter dem Hauſe war eine Bank für zwei Menſchen. Wer nun recht hätte beobachten wollen, wie die Liebe junger Herzen überquillt, hätte dort eines der Bienchen ſein müſſen; dann aber hätte er beſſer als alle der Liebe Macht ſchildern und von ihren Hoffnungen berichten können.

Noch ehe die Blätter von den Ebereſchen fielen und die roten Beerenbüſchel durch kahle Zweige leuchteten, kam eine Trennung auf Monde. Ihr Vater wollte den Abſchied. Im Lenze, meinte er, werde er weiter mit ſich reden laſſen; eher nütze kein Wort.

Die Jungen umarmten ſich und lehnten weich und wonnig aneinander. Sie ſchwuren ſich ewige Treue und ſangen ſich die rührendſten Lieder mit dem Hero- und

Leander-Gedanken, der in den slavischen Schöpfungen der Volkspoesie so oft wiederkehrt, und Lieder mit glücklicherem Ausgange. Wie schön sang sie ihm die Aufforderung zum treuen Ausharren ins Herz:

— — — — — — — — — —
Als ihn nun das Mädchen merkte,
In dem weißen Schloß, dem hohen,
Hat sie rotes Garn gesponnen,
Hat sie grünes Garn gezwirnt.
Hat gedrehet eine Schnure
Ihrem Herzensallerliebsten;
„Schwinge dich, Herzallerliebster,
An der seid'nen Schnur empor.“
Und geschwungen hat der Liebste
Sich empor an seid'ner Schnure,
Sich empor an seid'ner Schnure
Uebers Wasser, mächtig tief.
Wo das schöne Mädchen weilet,
Wo sein Herzensliebchen wartet:
„Wirst mein Liebchen sein so lange,
Als es tiefe Wasser gibt.“
„„Nur wenn sich verläuft das Wasser,
So vergeht auch uns're Liebe:
Wasser, das verläuft sich nimmer,
So vergeht die Liebe nicht.““ — — —

Juro wanderte nach der Stadt, wie viele seiner Genossen, und wollte dort einiges für sich erarbeiten. Er hörte von Dunkelheit zu Dunkelheit das Weberschiffchen sausen und dachte in den Nächten an seine Heimat und an das treue Herz im Spreewalde. Des Sonntags aber wanderte er oft heim, um wie früher in der Schenke zum Tanze aufzuspielen: „Dreh mich vor dem Spielmann“, „Meine Mutter hatte Gänse“ und andere uralte Tanzmelodien.

Dorothea wußte genau, wann er dort weilte, doch kommen durfte sie nicht. Dafür stellte sie ihm stets ein Lichtlein an das Fenster ihrer Kammer, damit er das weit in die Nacht hinein leuchtende Zeichen der Liebe beim Heimgange aus der Ferne sähe.

Die Liebe schlüpft leicht dahin in der Welt,
Wie die Feder, die auf das Wasser fällt.
Leicht geht sie zusammen und findet sich,
Schwer scheidet und meidet und trennt sie sich.

Zu Weihnachten schickte Juro der Liebsten einen Brief, des Vaters wegen nicht mehr. Doch in dem Schreiben stand, was sie erfreute: Er besitze schon ein Häufchen harter Thaler, und zu ihrem Geburtstage im Februar werde er einen Teil des Geldes für das schönste Brautkleid anlegen.

Dorothea saß schon seit Wochen meist einsam in ihrem Kämmerchen und hatte keine Gelegenheit, zu antworten. Der Vater, wenn sie sich sehen ließ, redete von ungeratenen und verstockten Kindern und war wie Gewitterdrohen; die Mutter schlich einher wie die fleischgewordene Ergebung und war wie ein Kind in der Gewitterfurcht. Die Kinder aber — denn außer Dorothea waren zwei im Hause, und die waren kaum aus dem Gröbsten — wurden so verschüchtert, als hätten sie die Sprache verloren.

Eines Abends, in einer der ersten Wochen des neuen Jahres, verließ der Blockhaus-Bauer noch spät sein Besitztum und holte die Mutter Storchen, wie man die bei freudigen Anlässen nötige Frau zur Kennzeichnung ihres Berufes getauft hatte. Und als am Morgen die Kleinen bei der Mehlsuppe saßen, berichtete ihnen der Bauer: „Woas ich soan (sagen) wullde: Dortchen is krank: 's tumme Mädel hat in der Nacht doas Fenster nich zugemacht; is a Storch bei ihr gewest mit anem kleenen Jung'n.“

Den kleinen Jungen hatte der Storch in dem Hause vergessen, als er davonflog. — — — — — — —

Bereits am Geburtstage Dorotheas ist vor dem Blockhause, auf der höchsten Spitze des Kirschbaumes, der Badewisch zu sehen gewesen, auf dem der Kopf des Kindes zuerst geruht hatte. Der Bauer selber hatte das Strohbündchen am selben Tage, einem Sonntage, hinauf befördert, damit der Enkel zu hohen Ehren gelange. Juro aber, oder „wen'sches Pinak“, wie ihn die städtischen Arbeitsgenossen nannten, war am Abend vorher in der Heimat angelangt, ein Päckchen purer Seide heimbringend, für das er sich nach Kräften gemüht hatte. Das sollte seine Liebste erhalten. Nur wußte er noch nicht, wie und wann er es ihr zu senden vermöchte.

In der Schänke war am Sonntag wieder Tanz. Juro ließ abermals seine Klarinette mauren und schreien. Das Spiel sollte den Kummer seines Herzens übertönen.

Seine Liebste hatte er am Tage nicht erreicht; der Versuch scheiterte. Die dünne Eisdecke des Wasser-Wirrsals trug die Füße noch nicht, hielt jedoch den Kahn auf. Nun wirbelte seit zehn Stunden Schnee hernieder, und der zunehmende Frost machte lauter rasche Leute.

Juro hörte von den Burschen über das Ereignis im Blockhause erzählen, wie es Mutter Storchen berichtet hatte. Er fühlte ein Würgen im Halse und ein Brennen in den Augen.

Wie das Wendenblut in den Adern der Tanzenden zu kochen begann, so verlangten sie die Musik stürmischer, feuriger. Juro mußte die alte wendische Tarakawa hervorziehen, die man sonst nur noch in der Oberlausitz findet. Er ließ ihr Gejodel laut in die Nacht hinein kreischen bis zum Ende des tollen Wirbels. Nur die Kehle feuchtete er öfter, denn mehr als sonst verlangte ihn nach Palenz. Das Feuerwasser war ihm ein Trank der Verzweiflung.

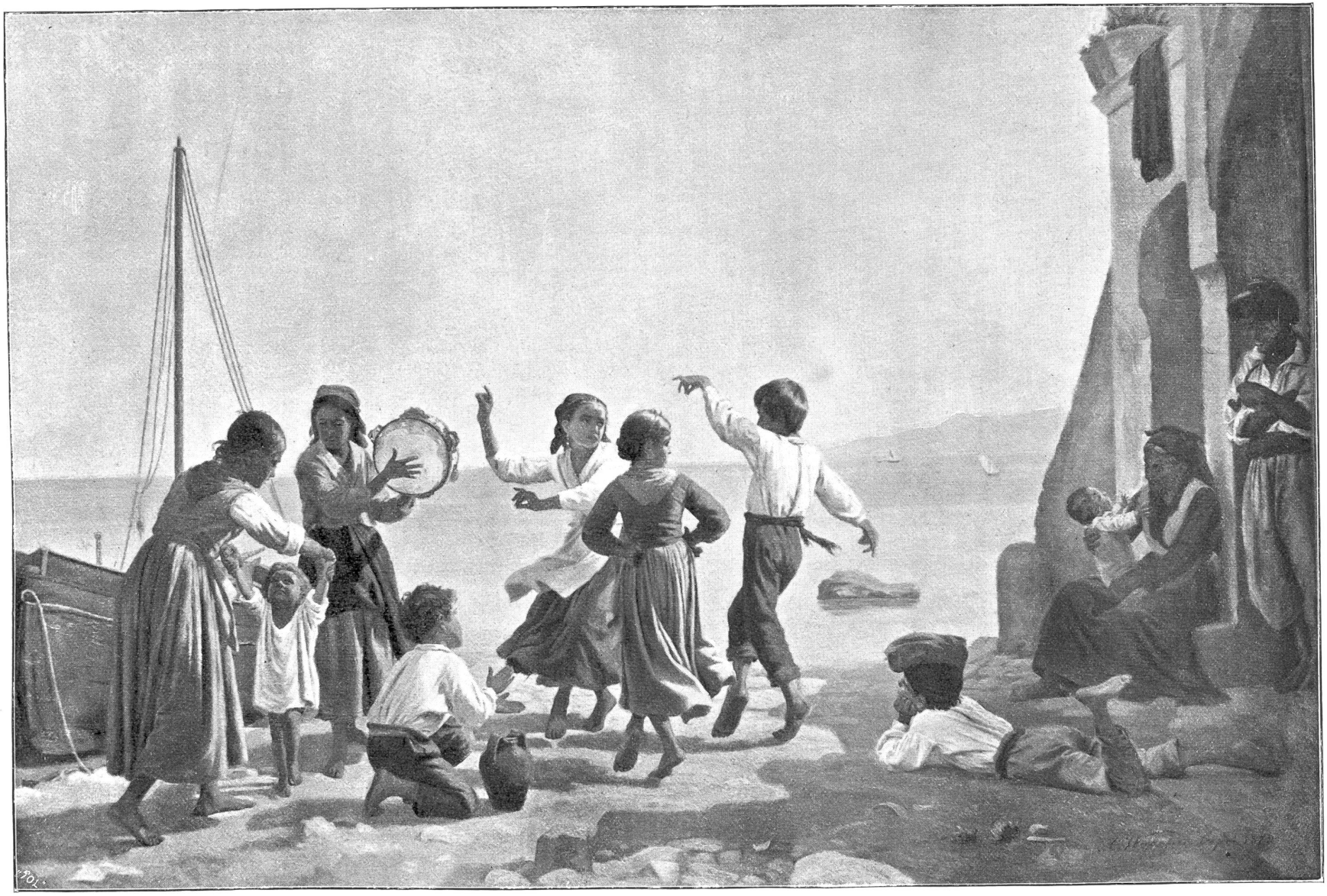
Nach dem Kehraus nahm jeder „Kerl“ sein Mädchen am Arm und drückte ihm draußen die bereiften Stacheln in das gerötete Gesicht, denn einen rechten Bart mag der Wende nicht.

Einsam, sein Geschenkbündel unter dem Arme, die Tarakawa in der krampfhaft geschlossenen Hand haltend, irrte Juro umher. Wie ein Hündchen sein Ziel findet, so schlug auch er bald willenlos die Richtung ein, aus der ihm oft ein Gruß gewinkt hatte.

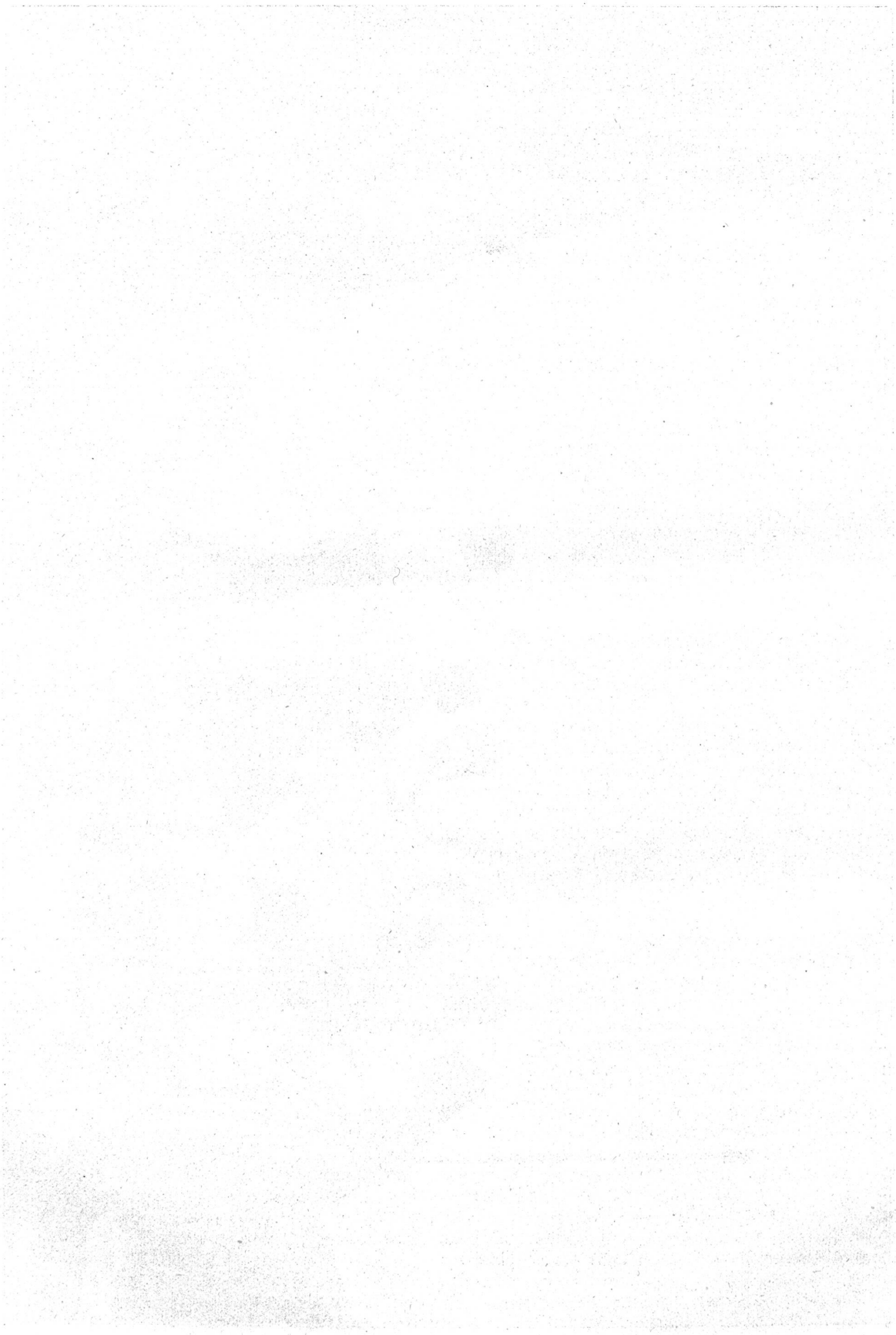
Ob er jetzt die Kanäle würde überschreiten können, deren halberstarrte Flächen noch am Tage niemand hinüberließen, wußte Juro nicht. Er wollte bis zu dem Punkte dringen, bis zu dem sonst das grüßende Licht zu sehen war.

Der Schnee fiel so dicht, daß die Kraft des menschlichen Auges nicht weit drang. Dazu ging der Wind schneidend scharf. Der Palenz begann auf das zermarterte Hirn zu wirken.

Das anfängliche sorgsame Vorwärtstappen auf dem gefahrdrohenden Wege wich bald einem alles andere



Den Saltarello tanzende Kinder am Strande von Capri.
Gemälde von August Weckesser, (Winterthur) Rom.



außer Acht lassenden Streben nach dem einen Ziele. Er wollte sein Mädchen sehen und mußte es sehen. Wer wollte sich dem Wunsche entgegenstellen? Der Vater der Geliebten? Wünschte der jetzt nicht am Ende selber, daß Juro zu der Kranken komme und sie nie mehr verlasse?

Juro stolperte und fiel und eilte wieder, die hohe Schneedecke mit Mühe durchfurchend. Der Schnee flog in die Augen; die Kälte benahm den Atem. Kein Ausblick! Kein Ton auf der weiten Ebene! Ueberall Schnee! Sehnen im Herzen und nirgends ein Licht, ein Stern — — —.

Die Angst packte den Wandernden und würgte ihn.

Abermals raffte er sich auf. Er wollte der Liebsten ein Zeichen geben, brachte die Tarakawa an den halb erstarrten Mund und drückte die vereisten Finger mit Mühe darauf. Wie ein Ruf um Rettung aus Todesgefahr schrillte die Volksweise auf:

Eine große Pein ist das,
Wenn zwei liebe Freunde sind
Und das Scheiden kommt geschwind —
Gar so schwer, so schwer ist das.
Eine größere Pein ist das,
Wenn da zwei Geliebte sind
Und das Scheiden kommt geschwind:
In die Herzen schneidet das.

Die Töne verhallten, in der Ferne krachte ein Schuß, ein Hund kläffte, — Totenstille.

Juro lehnte sich gegen einen Baum und starrte in das Schneegestöber. Das Angstgefühl wich; ihm wurde so wohl, so unendlich wohl wie damals, als ihn ein weicher Arm umschlang und ein paar Lippen sich auf seinen Mund preßten, als er eine Brust stürmisch wogen fühlte.

Er starrte und starrte.

Sah und hörte er recht? Narrte ihn ein Traumgesicht? Zog der Nachtjäger durch die Fluren und ließen dessen Hunde ihr Kiffke, Kaffke ertönen?

Nein, vor ihm — ganz dicht, meinte er — leuchtete ein Licht auf. Das mußte ihr Licht sein, ihr Gruß!

Die Füße Juros wollten nicht mehr voran. Doch der Gedanke an die Einzige war stärker als alles; noch einmal raffte er sich auf, — zum letztenmale.

Er stolperte fort. Bald watete der Fuß in weichem Schnee, bald stampfte er auf dem Eise des Flusses. Und jetzt schien das Licht greifbar nahe, — und jetzt noch ein paar Sprünge —.

Ein Krachen und ein kurzes Plätschern: Die Nixen des Spreewaldes hatten ein Opfer gefordert an der Stelle, wo man später ein Brautkleid fand. —

Dorothea war in ihrem Dachstübchen emporgeschreckt. Sie meinte, ihre erregte Phantasie habe ihr einen Hilferuf des Liebsten vorgegaukelt. Das Lämpchen am Fenster war, wie sie zugleich bemerkte, fast ganz heruntergebrannt. Als sie sich hinschlich, um das zuckende Flämmchen ganz zu verlöschen, schauten sie in seinem Scheine ein paar große Kinderaugen verwundert an, und sie beugte sich über das Bettchen, um ihren Liebling stürmisch zu küssen. Das war nicht nur der Kuß der Mutter, denn sie küßte ihn in dem Kinde, der ihr fern war, — ferner als sie meinte.

Auch der Bauer erwachte in seiner Komorke, dem engen Kämmerchen neben der Stube. Hatte er einen Schrei vernommen oder davon geträumt? Die Bäuerin raunte ihm in der Mutterliebe zu, er möge aufhorchen; ihr scheine, als ob Dorothea, das arme Mädchen, wieder so sehr wimmere. Der Alte ließ zum erstenmale merken, daß er seine Bauernzähigkeit aufgäbe. Er wolle natürlich nicht länger widerstehen, nun es „einmal so sei“, — nahm er sich vor.

Und dann legte er die zerklüfteten und harten braunen Hände zusammen und betete für das Glück der Kinder. — —

„A chli.“

Von **Rudolf Lüdi**, Signau (Bern).

Eine Eigentümlichkeit, welche sowohl dem Individuum zukommt, als auch in ganzen Völkern wurzelt, ist der Gebrauch typischer sprachlicher Ausdrücke, welche bei jeder Gelegenheit, passend und nicht passend, und fast immer unbewußt benützt werden. Ein Charakteristikum des Norddeutschen ist sein ‚nanu‘, des Süddeutschen, besonders des Bayern und Niederösterreichers sein gemütliches ‚halt‘; man denkt sich zu dem Worte unwillkürlich die Nation dazu. — Daß auch der Berner, oder vielleicht richtiger der Mittelschweizer, einen Ausdruck besitzt, der eine seiner Haupteigenschaften, sein Phlegma, aufs deutlichste hervortreten läßt, wissen vielleicht noch nicht alle Leser. Es soll ihnen aber gleich bekannt gemacht werden, wenn sie mit mir einen Gang thun wollen durch eines der Lager vom letzten Truppenzusammenzuge, der eine große Zahl Berner und Innerschweizer versammelte.

Die Mannschaft liegt in den Kantonnementen umher. Da ertönt das Signal „Suppe“. Der „Faß-Unteroffizier“ läßt seine Mannschaft antreten. Es geht ihm aber zu langsam und er schreit in den Lagerraum hinein: „a chli diffig!“ Rasch soll es gehen; aber da es ja immer einige langsamere und trägere Leute gibt, denen man doch genügend Zeit geben muß, den Befehl auszuführen, so mildert der Unteroffizier unbewußt die Strenge des Befehls, indem er die Raschheit nur „a chli“ verlangt.

Bei der Küche angelangt findet der Korporal einen Lieutenant vor, der das Fassen beaufsichtigen soll. Er hat schon lange hier gewartet und schnauzt den Führer der Faßmannschaft an: „Warum so spät? Könnt Ihr nicht a chli früher kommen? Sofort fassen! Aber a chli gschwind.“ — Nach dem Fassen begibt sich der Ungeduldige zu einem der Kochkessel und hört dort, wie eben der Herr Hauptmann dem Küchenchef den Verweis gibt, die Suppe sei a chli angebrannt, und er müsse in Zukunft um Strafe zu entgehen, a chli sorgfältiger arbeiten. Froh, für eine kurze Weil der Sorge um